

König der Kipplüfter - Von einem der auszog, das Lernen zu fürchten

Kipplüften

Manche Familien haben ein Wappen. Wappen stehen für Herkunft, Identität und Stolz. Löwen für Mut, Adler für Macht, Eichenlaub für Standhaftigkeit. Auf unserem Wappen wären ein gekipptes Fenster, ein rostiges Auto, ein eingestaubtes Schlagzeug und Ohrstöpsel.

Ich entstamme nämlich einer alten ostwestfälischen Linie von Kipplüftern. Das sind Menschen, die glauben, frische Luft sei wie ein scheues Reh: Man darf sie nicht erschrecken. Also macht man das Fenster nur so weit auf, dass sie theoretisch reinkommen könnte – wenn sie denn wollte.

Wenn meine Familie zu Besuch kam, begann für mich das große Kontrollieren. Ein Rundgang durchs Haus, als würde ich Einbrecher suchen. Aber nein – ich suchte gekippte Fenster. Im Bad. Im Gästezimmer. Im Keller. Einer hatte immer irgendwo eins auf halb gestellt. So ein Kipplüfter macht das ja nicht aus Versehen. Das ist Überzeugungstäterschaft.

Ich wies dann vorsichtig darauf hin, dass wir eine Lüftungsanlage besitzen, die mehrmals täglich die komplette Raumluft austauscht. Hightech. Sensoren. Wärmerückgewinnung. Zukunft. Antwort: „Ja, aber das sieht man ja nicht.“

Ein Fenster auf Kipp dagegen – das sieht man. Das ist ein ehrliches Fenster. Das arbeitet noch richtig. Also heizen wir weiter fröhlich zum Fenster raus. Man muss der kalten Luft ja auch eine Chance geben.

Ich nenne das Halbarschigkeit mit Ansage. Man macht Dinge, aber nur mit so viel Aufwand, dass man sagen kann: Man hat etwas getan, aber ohne, dass es wirklich einen Erfolg gab.

Das zog sich bei uns in der Familie durch wie ein roter Faden: Dinge schwach anfangen und dann stark nachlassen.

Mein Onkel zum Beispiel. Besitzer eines Renault Fuego, Baujahr 1983. Der damalige Inbegriff des Savoir-vivre. Schön, stark, schnell. Wie ein Lamborghini für Angestellte, aber mit Anhängerkupplung fürs Camping.

Als er sich ein neues Auto kaufte, machte er das nicht wie normale Menschen, die etwas Altes weggeben, um Platz für Neues zu schaffen. Non! Er erweiterte nur seinen Führpark an Standobjekten. Er bekam ein neues Auto und stellte sein altes Auto in den Garten meiner Eltern.

Mein Vater war sogar so entgegenkommend und baute einen Stellplatz hinter der Garage seines eigenen Hauses.

Der Renault Fuego stand dann da. Zehn, fünfzehn Jahre. Unabgedeckt. Der Sonne ausgeliefert wie ein All-inclusive-Tourist ohne Sonnencreme. Im Sommer saßen wir beim Grillen daneben, Bier in der Hand, und beobachteten, wie die Natur langsam Besitz ergriff.

Mein Onkel war gelernter Kaufmann und fest davon überzeugt, irgendwann Zeit und die notwendigen „Skills“ zu haben, das gute Stück zu restaurieren. Immer das H-Kennzeichen fest im Blick. Ab und zu schraubte er ein kleines Teil ab, nahm es mit nach Hause, sprühte dort Rostumwandler drauf und baute es wieder ein, wenn er das nächste Mal bei uns zu Besuch war. Währenddessen zerlegte sich die Karosserie größtenteils selbst. Kipplüften in Reinform.

Irgendwann beschloss mein Vater, dass der Garten doch kein französischer Autofriedhof werden sollte. Der Renault musste weg. Aber das Auto sprang natürlich nicht mehr an. Also verbrachten die Brüder einen ganzen Tag damit, dieses Mahnmal ostwestfälischer Hoffnung auf einen Anhänger zu bugsieren. Jeder normale Mensch hätte jetzt „Schrottplatz“ gedacht.

Aber nein. Der Fuego zog in die Garage meines Onkels. Das fahrtüchtige Auto parkte fortan draußen. Eigene Garage besitzen und im Winter trotzdem kratzen müssen – das ist bei uns kein Widerspruch, das ist Teil des Lebenskonzepts.

Und wisst ihr was? Das Auto steht da meines Wissens heute noch. Wahrscheinlich wartet es auf bessere Zeiten. Oder auf das H-Kennzeichen im Himmel.

Mein Vater machte es anders aber ähnlich. Er fuhr über 50 Jahre ausschließlich Ford. Treue wie im Märchen, nur ohne Happy End. Ein Ford mit 4-Gang-Automatik fürs Wohnwagengespann – technisch möglich, emotional schwierig. Entweder drehte der Motor im dritten Gang zu hoch wie ein beleidigter Staubsauger oder er hatte im vierten Gang keine Kraft. Klimaanlage? Wurde nachgerüstet. Geräusche? Wurden analysiert. Werkstätten wurden besucht wie andere Leute ihren Hausarzt.

Alle sagten: „Das ist halt Ford.“ Mein Vater sagte: „Das geht besser.“

Und weil echte Kipplüfter Probleme nicht ganz lösen, sondern elegant umschiffen, fuhr er irgendwann einfach ganzjährig mit Winterreifen. Ist ja leiser. Vielleicht.

Mit 50 beschloss mein Vater, Schlagzeug zu lernen. Fuhr ins Mu-

sikgeschäft, kaufte für 2.500,01 DM ein schickes Set, stellte es auf den Dachboden und spielte dreimal darauf. Dann kam der Gedanke: „Könnte ja laut sein. Könnte jemanden stören.“

Niemand hatte sich beschwert. Im Gegenteil, alle fanden es gut. Aber der reine Gedanke an mögliche Störung reichte. Seitdem übte er kontemplatives Schlagzeuganschauen. Einmal pro Woche hochgehen, Set angucken, nicken. Das war's. Rhythmus ist auch Kopfsache.

Später stellten wir das Schlagzeug in den Luftschutzbunker meines Onkels. Ostwestfalen ist das einzige Gebiet, wo man einen Bunker besitzt, aber Hemmungen hat, laut zu sein.

Kipplüften ist keine Technik. Es ist eine Haltung. Man macht das Fenster ein Stück auf, damit man sagen kann, man habe gelüftet. Man schraubt ein Teil ab, damit man sagen kann, man restauriere. Man kauft ein Schlagzeug, damit man sagen kann, man spiele.

Und am Ende sitzt man im leicht zugigen Wohnzimmer und erinnert sich gemeinsam an rostende Savoir Vivre und nickt dazu rhythmisch leicht mit dem Kopf: „Also getan haben wir was.“ Erfolg ist optional.

Kindheit in den Achtzigern

Meine frühesten Erinnerungen habe ich an den Kindergarten. Einmal waren Einbrecher im Kindergarten. Was sie gesucht hatten, weiß bis heute niemand. Vermutlich Bargeld, Goldbarren oder wenigstens eine ordentliche Kaffeemaschine. Gefunden haben sie offenbar nur ein Klavier und Joghurt. Und dann haben sie getan, was man in Ostwestfalen eben tut, wenn man nachts in einem Kindergarten steht und merkt, dass sich das Verbrechen finanziell nicht mehr rechnet: Sie schütteten Joghurt ins Klavier.

Das war kein Einbruch mehr. Das war anscheinend Kulturkritik.

Das Klavier roch jedenfalls nach Erdbeere und Niederlage.

Im Gymnastikraum wurde regelmäßig der Ententanz gemacht. Da standen wir dann alle in Socken auf dem Linoleumboden und bewegten die Hände wie kleine Schnäbel. Pädagogisch sollte das vermutlich Rhythmusgefühl fördern. Tatsächlich war es eine frühe Form der Demütigung, aber mit Musik.

Man machte mit, weil alle mitmachten. So lernt man Gemeinschaft. Und später Vereinsleben.

Erst wackelt man im Kindergarten mit dem Hintern zum Ententanz, und dreißig Jahre später steht man auf dem Schützenfest neben der Bierzeltgarnitur und sagt: „Eigentlich wollte ich heute gar nicht so

lange bleiben.“

Dann gab es noch das regelmäßige Zähneputzen. Das war wichtig. Sehr wichtig. So wichtig, dass man es kollektiv machte. Alle standen da mit ihren kleinen blauen Bechern und Zahnbürsten, als würde gleich eine Bundesjugendzahnpflegeprüfung stattfinden.

Die Zahnpasta schmeckte nach künstlicher Erdbeere, also ungefähr wie das Klavier nach dem Einbruch. Man schrubbte pflichtbewusst, spuckte in winzige Waschbecken und fühlte sich kurz wie ein erwachsener Mensch mit Terminen.

Vielleicht erzeugte dieser frühe öffentliche Konformismus ja mein Rebellentum.

Ich wollte als Kind immer so einen Spielteppich haben. Einen mit Straßen drauf, Häusern, Parkplätzen, Kurven, vielleicht sogar einem Kreisverkehr, Meine Eltern trösteten mich.

„Ja, mal gucken.“

Das ist in Elternsprache ein sehr dehnbarer Begriff. „Mal gucken“ kann alles heißen. Morgen. Weihnachten. Nie. Oder: Wir hoffen, dass du es vergisst, bevor wir wieder im Möbelgeschäft sind. Ich vergaß es nicht und irgendwann war ich es leid. Ich hatte einen blauen Teppich im Kinderzimmer. Und ich hatte einen Edding 3000.

Also malte ich Straßen auf den Teppich. Kurven, Kreuzungen, vermutlich auch Sackgassen. Der Edding glitt über den Flor wie ein kommunaler Bebauungsplan über eine grüne Wiese.

Schwupps.

Da war er. Mein Spielteppich.

Auf einmal ging es dann doch sehr schnell mit dem echten Spielteppich. Monatelang hatte es geheißen „mal gucken“, und nun wurde offenbar akut geguckt. Wenig später lag da ein neuer Teppich mit Straßen und Häusern. Genau so einer, wie ich ihn mir immer gewünscht hatte. Nur eben nicht als Geschenk. Eher als Schadensbegrenzung.

Er wurde über mein Kunstwerk gelegt wie eine Regierungserklärung über einen handfesten Skandal. Offiziell war jetzt alles schön. Inoffiziell wusste jeder: Darunter liegt die Wahrheit.

Die einen nennen es rebellisch. Die anderen pragmatisch.

Der Edding 3000 war irgendwie mein bester Kumpel, wenn es um die kreative Umsetzung meiner Ideen ging.

Andere Kinder hatten Lego. Ich hatte einen Permanentmarker und ein unangemessen großes Vertrauen in meine eigenen Fähigkeiten.

Der Edding war zuverlässig. Der fragte nicht: „Darfst du das?“ Der sagte nicht: „Vielleicht erstmal Papa fragen.“ Der lag einfach da,

schwarz, rund, entschlossen, und wartete auf städtebauliche Großprojekte im Innenbereich.

Nach dem blauen Teppich mit der selbst entwickelten Verkehrsinfrastruktur war für mich eigentlich klar: Ich bin kein Kind. Ich bin ein Städteplaner und Architekt.

Und als Architekt denkt man natürlich weiter. Straßen allein reichen ja nicht. Eine Stadt braucht Versorgung. Entsorgung. Kurze Wege. Und irgendwann kam ich zu dem Ergebnis, dass es eigentlich eine ausgezeichnete Idee wäre, eine Toilette im Kinderzimmer zu haben.

Also nahm ich den Edding 3000 und zeichnete ganz entspannt die Position des Spülkastens an die Tapete. Nicht klein. Nicht schüchtern. Nicht so ein zarter Bleistiftstrich, den man mit Glück noch wegradieren kann. Nein. Edding. Schwarz. Endgültig.

Heute würde man sagen: Ensuite-Bad. Damals hieß es: Junge, was stimmt denn mit dir nicht?

Neben dem selbst-erschaffenen Spielteppich und der Toilette an der Tapete hatte ich offenbar noch andere Basteltriebe.

Als probates Hausmittel gegen Erkältung gab es bei uns damals Wattewickel. Watte war also vorhanden. Und wenn man schon mal Material im Haus bzw. unterm Unterhemd hat, muss man als Kind damit schließlich auch etwas anfangen.

Als die Nachbarn Wiebesiek zu Besuch waren, bewunderte ich den Bart von Herrn Wiebesiek. Aber dieser sah wohl noch etwas unfertig aus, also bekam er die Watte kurzerhand in den Bart geschmiert.

Vermutlich wollte ich einen Weihnachtsmann basteln.

Das Commodore Plus/4

Also, was stimmte mit mir nicht? Vielleicht ist es kausal, vielleicht korreliert es nur lose, aber während die coolen Kinder längst einen Commodore C64 hatten und damit auf dem Schulhof angaben, als hätten sie persönlich die Raumfahrt erfunden, bekam ich meinen ersten gebrauchten Computer von meinem Großcousin Daniel.

Einen Commodore Plus/4. Der schrieb sich wirklich so. Nicht „+4“. Das wäre ja immerhin eine Vierfachziehenkarte beim Uno gewesen. Ne, „Plus/4“. Da steht der Schrägstrich im Namen schon für das gekippte Fenster.

Das war ungefähr so, als hätten alle anderen ein Mountainbike mit Flammenaufklebern, und du kommst mit einem Hollandrads von der Tante. Technisch gesehen ein Fahrrad, ja. Aber am Fahrradständer

macht das keinen Eindruck. Daniel hatte den Plus/4 übrig, weil er natürlich inzwischen auch einen C64 hatte. Natürlich.

Der Plus/4 hatte ein Kassettenlaufwerk, eine sogenannte Datasette. Das war ein Gerät, mit dem man Programme von normalen Musikkassetten laden konnte. Also theoretisch. Praktisch drückte man auf „Play“, wartete zwanzig Minuten, hörte Geräusche wie aus einer defekten Telefonzentrale in Sennestadt, und am Ende stand da gern mal:

LOAD ERROR

Da lernte man fürs Leben. Geduld. Enttäuschung. Und dass Technik grundsätzlich nur funktioniert, solange Erwachsene nicht ins Zimmer kommen und fragen: „Na, läuft er schon?“

Der große Vorteil war: Man konnte Spiele einfach mit dem Doppelkassettendeck der Stereoanlage kopieren. Das war damals nicht Piraterie, das war Nachbarschaftshilfe mit Magnetband. Mein Kumpel Flo hatte ein Spiel, ich hatte eine leere BASF oder TDK Kassette, und schon entstand im Kinderzimmer eine kleine ostwestfälische Software-Logistik.

Man saß davor, drückte gleichzeitig auf zwei Tasten, guckte ernst und fühlte sich wie im Rechenzentrum. Dabei kopierte man im Grunde nur Pfeifen, Knattern und digitales Fluchen von links nach rechts. Aber wenn das Spiel hinterher wirklich in der Datasette lud, war das wie Weihnachten.

So fing das an. Nicht mit High-End. Sondern mit einem Commodore Plus/4, einer Datasette und dem festen Glauben, dass man mit genug Geduld und einem Doppelkassettendeck irgendwann zur technischen Elite von Ostwestfalen gehören könnte.

Das Yps-Heft

Das Yps-Heft hat ein eigenes Kapitel verdient, weil es so legendär war. Aus heutiger Sicht war das Yps-Heft das Internet in Zeitschriftenform. Lange, bevor es den Begriff Life-Hack gab, hatte das Heft Beilagen, die Lösungen für Probleme waren, die man eigentlich nicht hatte. Diese Problemlöser hießen „Gimmick“. Dieses Wort allein: Gimmick. Das klang nicht nach Spielzeug. Das klang nach Geheimtechnik. Nach Labor. Nach: Eltern verstehen das nicht, also muss es gut sein.

Einmal gab es diese Maschine, die viereckige Eier macht.

Da saß man dann als Kind in Ostwestfalen am Küchentisch, irgendwo zwischen Schul-Tornister, Butterbrotdose und dem leisen Vorwurf, dass man seine Jacke schon wieder nicht aufgehängt hatte, und hielt

ein Plastikgerät in der Hand, mit dem man Eier in eine Form pressen konnte.

Viereckige Eier.

Die Menschheit hatte Hunger, Kriege, Ölkrisen und Mathearbeiten, aber Yps hatte erkannt, wo wirklich Handlungsbedarf bestand: beim Formfaktor gekochter Eier.

Natürlich musste dafür ein Ei gekocht werden. Das bedeutete, man brauchte elterliche Unterstützung. Und damit begann der schwierigste Teil des Experiments.

„Wofür brauchst du denn ein Ei?“

„Für eine Maschine.“

„Was für eine Maschine?“

„Die viereckige Eier macht.“

Dann dieses Schweigen. Dieses elterliche Schweigen, in dem kurz geprüft wird, ob man das Kind noch beim Kinderarzt vorstellen sollte oder ob das alles nur eine Phase ist.

Aber irgendwann lag das Ei drin. Und tatsächlich kam am Ende etwas heraus, das entfernt viereckig war. Nicht wie aus der Industrie. Eher wie ein Ei, das eine schwere Kindheit gehabt hatte. Aber es war viereckig genug, um beim Abendbrot zu beweisen: Forschung lohnt sich.

Dann gab es den Solar-Zeppelin.

Allein der Name war schon Weltklasse. Solar. Zeppelin. Zwei Wörter, bei denen ein Kind sofort dachte: Jetzt beginnt die Zukunft. Man stellte sich vor, wie dieses Ding majestätisch über den Garten schwebt, über die Wäschespinnne, über den Kompost, vielleicht bis nach Bielefeld, falls es das überhaupt gab.

In Wirklichkeit war es eine schwarze Folie, die man irgendwie aufblasen musste. Dann wartete man auf Sonne. In Ostwestfalen.

Das war der erste Konstruktionsfehler.

Man stand also draußen, hielt dieses labberige Zukunftsgerät in den Händen und guckte in einen Himmel, der aussah wie ein nasser Putzlappen. Solarenergie im Teutoburger Raum war damals ungefähr so verlässlich wie ein Klassenkamerad, der sagt: „Ich bring dir morgen dein Spiel wieder mit.“

Wenn die Sonne dann doch mal rauskam, hob sich das Ding vielleicht ein bisschen. Nicht viel. Eher so, als hätte es kurz überlegt, ob Leben möglich ist. Dann sank es wieder Richtung Rasen und blieb da liegen wie ein Müllsack mit Ambitionen.

Aber das war egal. Denn Yps versprach ja immer weiter. Das nächste Wunder lag schon im Heft. Oder schlimmer: in der übernächsten Ausgabe.

Am legendärsten waren natürlich die Urzeitkrebse.

Das war nicht einfach ein Gimmick. Das war Schöpfung im Plastikbeutel.

Man bekam kleine Eier, die aussahen wie Gewürzreste aus der hintersten Ecke vom Küchenschrank. Die kippte man in Wasser und wartete. Und irgendwann schwammen da tatsächlich kleine Wesen herum. Winzige, zappelnde Beweise dafür, dass man selbst Gott sein konnte, solange man einen großen Glaskrug hatte und Mutters Blumenfensterbank.

Man guckte stundenlang in dieses trübe Wasser und war stolz wie ein Biologe. Da lebte was. Wegen mir.

Das Problem war nur: Die Tiere wollten essen.

Und das Futter?

Das kam in der übernächsten Ausgabe.

Viele Kinder in dem Alter hatten noch nicht den Weitblick und setzten die Urzeitkrebse aus, bevor sie das Futter hatten.

Ich möchte nicht wissen, wie viele tote Urzeitkrebse in ostwestfälischen Toiletten runtergespült wurden.

So war Yps.

Ein Heft, das Kindern beibrachte, dass Wissenschaft Spaß macht, dass Werbung stärker ist als Vernunft und dass man für ein viereckiges Ei jederzeit bereit ist, die Küche in ein Versuchslabor zu verwandeln.

Und irgendwo in einem Kinderzimmer in Ostwestfalen lag dann ein Solar-Zeppelin halb platt neben einem Glas Urzeitkrebse, während ein viereckiges Ei im Kühlschrank stand und der Vater sagte:

„Dat is doch alles Krempel.“

Ja.

Aber es war unser Krempel.

Der Kosmos-Kasten

Auch dem Kosmos-Kasten gebührt ein eigenes Kapitel.

Mit sechs oder sieben bekam ich zu Weihnachten den „Kosmos electronic X1000“.

Schon der Name war großartig.

Electronic mit c. Das klang international. Nach Amerika, Raumfahrt und Männern in weißen Kitteln, die in geheimen Laboren Dinge

sagten wie: „Increase the voltage.“

Und dann X1000.

Das klang nicht nach Kinderzimmer. Das klang nach Zukunft, Großforschung und einer gewissen Bereitschaft zum Größenwahn.

Ich war sofort überzeugt: Jetzt beginnt meine wissenschaftliche Laufbahn.

Der Kasten war modular aufgebaut, mit Steckfedern, Widerständen, Drahtbrücken und allem, was man brauchte, um aus einem normalen Weihnachtsnachmittag eine elektrotechnische Versuchsanordnung mit familiärer Beteiligung zu machen.

Das Lehrbuch war genial. Darin führten Daniel Düsentrieb und sein Assistent Andy die Lampe durch die Experimente.

Andy war im Grunde eine Glühbirne mit Gesicht. Aber sehr wissbegierig mit der Neigung zur Klugscheißerei.

Das Lehrbuch erklärte Elektronik so gut, dass man sich nie dumm vorkam. Man baute irgendwas zusammen, klemmte eine Batterie an, und plötzlich sumnte, blinkte oder knackte es.

Wenn es nicht funktionierte, lag es natürlich nicht am System.

Dann hatte man selbst irgendwo einen Draht falsch gesteckt.

Auch das war eine frühe Vorbereitung aufs Ingenieursleben.

Die ganze Familie wurde mit eingespannt:

Für den Pflanzenwächter brauchte man zum Beispiel eine Topfpflanze. Also wurde irgendein Ficus aus dem Wohnzimmer beschlagnahmt und Teil eines wissenschaftlichen Versuchs.

Ob die Pflanze das wollte, wurde nicht gefragt, die hatten in den Achtzigern noch kein Mitspracherecht.

Besonders eindrucksvoll war das elektronische Musikinstrument.

Dafür brauchte man, wenn ich mich recht erinnere, eine Birne.

Nicht die Glühbirne. Eine richtige Birne. Obst.

Nun war gerade keine im Haus. Das Experiment konnte aber unmöglich warten. Wissenschaft kennt keine Ladenöffnungszeiten und keine Rücksicht auf Nachtwäsche. Da sitzt ein Sechsjähriger vor einem Kosmos-Kasten, liest eine Aufbauanleitung mit Daniel Düsentrieb und delegiert dann die Materialbeschaffung an die Großmutter.

„Oma, wir brauchen eine Birne.“

Und Oma geht.

Im Schlafanzug.

In den Garten.

Andere Kinder wurden von ihren Großeltern verwöhnt. Meine Oma arbeitete bereits in meiner Forschungsabteilung.

Der X1000 war jedenfalls nur der Anfang.

Das System war klug aufgebaut. Erst musste ich beweisen, dass mir das Ganze wirklich taugte. Das war bei uns die familiäre Form der Forschungsförderung. Keine öffentlichen Gelder ohne belastbaren Verwendungsnachweis.

Nachdem klar war, dass ich die Bauteile nicht bloß im Teppich verteilte oder mit dem Edding beschriftete, bekam ich nach und nach die Aufbaukästen X1500, X2500 und X3500.

Zusammen ergab das schließlich den X4000.

Das war dann nicht mehr einfach ein Experimentierkasten.

Das war eine Institution.

Der X4000 stand im Kinderzimmer wie ein privates Fraunhofer-Institut, nur mit weniger Personal und mehr Kakaoeflecken. Man konnte Schaltungen bauen, Signale erzeugen, Messungen machen und allmählich verstehen, was Strom eigentlich tat, wenn er nicht gerade aus der Steckdose kam und Erwachsene sagten: „Da gehst du nicht bei.“ Das Erstaunliche war das didaktische Niveau der Anleitungen.

Die waren so gut, so klar und so sinnvoll aufgebaut, dass ich später sogar im Hauptstudium Elektrotechnik noch darauf zurückgreifen konnte.

Während andere Studenten dicke Fachbücher aufschlugen, dachte ich gelegentlich:

Moment mal. Das hat Andy die Lampe damals verständlicher erklärt.

Und meistens stimmte es.

Einmal stritt ich mich sogar mit einem Professor, weil die Schaltung aus dem Kosmos-Kasten besser war als seine.

Da sitzt man Jahre später in einer Vorlesung vor einem Professor, der qua Amt davon ausgeht, dass er recht hat, und denkt plötzlich: Moment. Das hat Daniel Düsentrieb damals anders gemacht. Und vor allem besser.

Der Professor hatte eine Schaltung an die Tafel gezeichnet. Ich guckte mir das an und sagte sinngemäß:

„Dat geht aber einfacher.“

Professoren mögen vieles. Fragen. Interesse. Was sie nicht mögen, ist ein Student, der ihnen erklärt, dass ein Experimentierkasten für Kinder die elegantere Lösung hatte.

Also diskutierten wir. Und das Schlimme war: Die Kosmos-Schaltung war tatsächlich besser.

Klarer. Robuster. Und mit weniger Bauteilen. So wie man etwas baut, wenn es hinterher wirklich funktionieren soll und nicht bloß in einer Vorlesung eindrucksvoll aussieht.

Das war für mich ein schöner Moment.

Nicht, weil ich einen Professor korrigiert hatte. Sondern weil sich zeigte, dass der Kosmos-Baukasten kein Spielzeug gewesen war.

Amiga 500

Endlich gehörte ich dazu. Endlich hatte ich einen Commodore Amiga 500.

Mit Speichererweiterung auf sagenhafte ein Megabyte und einem zweiten Diskettenlaufwerk. Heute passt da nicht mal mehr ein ordentliches Urlaubsfoto rein, damals war das praktisch Rechenzentrum. Das Betriebssystem hieß Kickstart! Nimm dies Winzigweich.

Dazu XCopy, natürlich ausschließlich, um Sicherheitskopien der eigenen Spiele anzufertigen. So nannte man das jedenfalls mit erstaunlich ernstem Gesicht.

Gezockt wurden SimCity, The New Zealand Story und alles, was auf genügend Disketten verteilt war, um beim Einlegen das Gefühl zu haben, man bediene eine industrielle Anlage.

Ab da war klar: Die Zukunft hatte begonnen.

Sie lud nur noch ein bisschen.

Musikalisches Kipplüften zwischen Grunge und Eurodance

Musikalisch hing ich damals irgendwo zwischen Flanellhemd und Neonlicht.

Auf der einen Seite Nirvanas Nevermind, auf der anderen Ace of Base mit All That She Wants. Soundgardens Black Hole Sun gegen Culture Beat mit Mr. Vain. Also Weltschmerz, Gitarrenwände und zwischendurch eine Frau, die offenbar sehr genaue Vorstellungen hatte.

Mein eigentlicher musikalischer Heimathafen wurden aber Die Ärzte. Spätestens mit Das Beste von kurz nach früher bis jetze, später dann mit Die Bestie in Menschengestalt und Planet Punk. Le Frisur dürfen wir natürlich nicht vergessen.

Da war alles drin, was man als Heranwachsender brauchte: Krach, Haltung, Albernheit und genug schlechte Vorbilder, um sich für einen eigenständigen Menschen zu halten.

Ich war also weder richtiger Grunger noch überzeugter Eurodancer.
Eher musikalischer Kipplüfter: überall ein bisschen offen, aber nirgends ganz dicht.

Mein Kumpel Mathias war da deutlich konsequenter. Mit zwei älteren Brüdern aufgewachsen, frönte er schon früh dem Metal, vor allem Metallica.

Er trug ausschließlich Metallica-Pullis. Das war weniger Kleidung als eine außenpolitische Erklärung.

Als er allerdings feststellte, dass diese Aufmachung bei der Damenwelt nicht den erhofften Eindruck hinterließ, vollzog er einen bemerkenswert schnellen Kulturwandel.

Die Metallica-Platten wanderten kurzerhand in die Mülltonne.

Fortan hörte Mathias fast nur noch Madonna.

Andere Menschen entwickeln ihren Musikgeschmack über Jahre.

Mathias orientierte sich an der aktuellen Marktlage.

Zurückspulen die Kassette nun du wirst, junger Padawan.

Ein Videoabend funktionierte damals nach klarer Arbeitsteilung: Einer stellte den Raum, einer brachte den Videorekorder mit, einer die Getränke. Organisation auf NATO-Niveau, nur mit weniger Satelliten und mehr Salzstangen.

Wir wollten alle drei Star-Wars-Filme gucken. Damals gab es nur drei. Offiziell waren das zwar Teil vier bis sechs, aber man konnte noch gefahrlos „eins bis drei“ sagen, ohne dass sofort einer mit Machete Order, Prequels oder irgendeiner alternativen Timeline versus „original lore“ anfang.

Weil wir zu geizig und noch nicht geschäftsfähig genug für die Videothek waren, brachte ich die Filme mit. Selbst aus dem Fernsehen aufgenommen. Natürlich auf VHS. Fernsehaufnahmen hatten nur einen Nachteil: Entweder saß man während der Aufnahme daneben und drückte bei jeder Werbung auf Pause, oder man nahm die Werbung eben mit.

Wir waren gerade beim dritten Film. Der Imperator beugte sich über Luke und sagte:

„Nun, junger Skywalker, wirst du ster...“

Weiter kam er nicht.

Bandende.

Schwarzbild.

Damit war nicht nur Luke bedroht, sondern auch der komplette Filmabend beendet.

„Welcher Penner hat denn die Filme mitgebracht?“

Tja.

Da hatte der Kipplüfter wieder zugeschlagen.

Also ich.

Schulzeit

Ansonsten war meine Schulzeit relativ unspektakulär. Wenn mich jemand fragte, was mir an der Schule am besten gefiel, sagte ich immer: die Pause.

Später kamen allerdings noch die Freistunden in der Oberstufe dazu. Davon gab es reichlich, und da wir inzwischen volljährig waren, durften wir das Schulgelände auch verlassen. Also ging es entweder zu einem kleinen Kiosk zwei Seitenstraßen weiter oder gleich zum WEZ.

Mein Stoffwechsel war damals noch deutlich leistungsfähiger als heute. In einer einzigen Freistunde schaffte ich es regelmäßig, eine ganze Tafel Ritter Sport allein zu vernichten. Das war vermutlich weniger Ernährung als ein persönliches Projekt.

Ein Highlight war auch unsere Klassenfahrt nach London. Wir waren bei Gastfamilien untergebracht, allerdings in Croydon, was relativ weit außerhalb lag und deshalb jedes Mal eine ordentliche Anreise bedeutete. Was ich heute noch schade finde: Wir hatten damals nicht den Mut, uns einfach davonzuschleichen und zu einem Fugees-Konzert zu gehen. Klassenfahrt, London, Fugees – eigentlich hätte das Drehbuch sich selbst geschrieben.

Noch lieber erinnere ich mich an unsere Abi-Videos. Für unsere damaligen Verhältnisse waren wir mit zwei VHS-Videorecordern schon fast eine Filmproduktionsfirma.

Wir filmten unter anderem meinen Geschichtslehrer mit unserer alten VHS-Kamera, um ihn anschließend in das Musikvideo zu Tom Jones' „Sexbomb“ einzubauen. Er forderte mich mehrfach auf, das Filmen zu unterlassen, und drohte mir sogar mit Punktabzug in der Abiturnote.

Da dieses künstlerische Projekt für mich allerdings essenziell war, nahm ich den Punktverlust billigend in Kauf. Dementsprechend war meine Geschichtsnote dann auch mit Abstand die schlechteste in meinem Abschlusszeugnis. Kunst hat eben ihren Preis. Bei mir waren es Punkte.

Ein weiteres Video wurde legendär: Wir ließen Sebastian über Tische und Bänke sowie an den Snack- und Kaffeeautomaten herumtanzen und unterlegten das Ganze mit „Deeper Underground“ von Jamiroquai. Natürlich trug Sebastian eine Fellmütze!

Last but not least ließen wir Sebastian noch durch die Hecke krabbeln, um den Monte WEZano zu besteigen. Damals konnte man noch quer durchs Gebüsch direkt den Weg zum Supermarkt nehmen. Der offizielle Weg war uns deutlich zu lang!

Heute steht dort ein Zaun, der genau das verhindert. Die Zivilisation hatte offenbar irgendwann genug von Jugendlichen, die ihre eigenen Wanderwege durch die Botanik anlegten.

Und es wären vermutlich noch einige weitere geniale Videos dazugekommen, wenn ich beim Videoschnitt nicht aus Versehen einen Teil der Kassette mit den Rohaufnahmen überschrieben hätte.

Ich hatte schlicht vergessen, den kleinen Schalter für den Kopierschutz umzulegen. Ein winziger Handgriff mit ziemlich großen Konsequenzen. Trotzdem: Für unsere damaligen technischen Möglichkeiten war das schon ziemlich großes Kino. Zumindest in unseren Köpfen.

Bad Oeynhausen

Es gibt ja Dinge im Leben, die hat man nicht gelernt. Die kann man einfach. Andere Leute haben Sommersprossen oder musikalisches Talent – und wir aus dem südlichen Teil des nördlichen Ostwestfalens haben eben das Kipplüften.

Ich bin in Bad Oeynhausen groß geworden. Schon der Name von der Stadt ist so einer, da merkt man: Da saß irgendwann jemand mit dem Alphabet vor sich und hat gedacht: „Ach komm, nimmste noch ein paar Buchstaben mehr. Schaden kann’s ja nicht.“

Bad O E Y N hausen. Das ist kein Ortsname, das sind 26 Punkte beim Scrabble!

Wenn einer fragt, wo das genau liegt, sagt man am besten: „Zwischen Bielefeld – das es ja offiziell gar nicht gibt – und Hannover.“

Oder noch genauer: „Da, wo die A30 in die A2 reinrumpelt.“

Das ist nämlich kein normales Autobahnkreuz. Das ist die Hauptschlagader für den Schwerlastverkehr zwischen Holland und Polen. Da fahren nachts mehr LKW durch, als Einwohner schlafen.

Was aber nichts macht. Denn obwohl die Verlängerung der A30 – liebevoll Kanalstraße genannt – mitten durchs Dorf geht, ist Bad

Oeynhausen offiziell ein Luftkurort. Das muss man auch erstmal bewerkstelligen können.

Auf der Kanalstraße gilt theoretisch Tempo 50. Aber das ist in Ostwestfalen eher so eine grobe Orientierung. Wie rote Ampeln. Die sind weniger Vorschrift als freundlicher Hinweis. So im Sinne von: „Kannste beachten. Musste aber nicht.“

Wenn man allerdings mal zu den Leuten gehört, die tatsächlich an einer roten Ampel stehen bleiben, dann sollte man vorsichtshalber die Augen offen halten. Nicht wegen der Autos. Wegen der LKW.

Es kann nämlich immer passieren, dass hinten einer ankommt, der gerade von Rotterdam Richtung Warschau unterwegs ist und beim Fahren kurz überlegt hat, ob Schlaf vielleicht doch eine Option wäre. Und wenn man dann auf einmal merkt, dass der LKW im Rückspiegel nicht langsamer wird, bleibt einem manchmal nur noch eine Ausweichmöglichkeit: Bürgersteig.

Da man das Problem schon in den siebziger Jahren erkannt hatte, bemühte man sich um den Bau einer Umgehungsstraße. Bereits 2008 wurde mit dem Bau begonnen, und nur zehn Jahre später war das Ding auch schon fertig. Für hiesige Verhältnisse also fast hektisch. Zwischendurch konnte man auf Teilen der fertigen Trasse schon monatelang mit dem Fahrrad herumfahren. Das war praktisch die Probephase. Andere Autobahnen werden getestet, indem man Lastwagen drüberschickt. In Bad Oeynhausen guckt man erstmal, ob Herr Eickmeyer aus Werste da sonntags mit dem Trekkingrad heil rüberkommt.

Aber man muss sagen: Bad Oeynhausen hat auch wirklich schöne Ecken. Also richtig schöne. Man muss nur reich genug sein, dann kann man da auch wohnen. Aber reich kannst du in Bad Oeynhausen eigentlich nicht werden. Ein Paradoxon... Du musst erstmal woanders was Vernünftiges lernen und kannst dann wiederkommen.

Die Neunzigerjahre waren eine seltsame Zeit, um in einer Stadt wie Bad Oeynhausen aufzuwachsen. Wenn man sich zum Beispiel als Nerd über neue Computerspiele informieren wollte, musste man entweder eine teure Zeitschrift wie die Playtime oder das Amiga Magazin kaufen oder gleich einen Tagesausflug in die nächstgrößere Stadt Minden planen. Dort gab es das Computerfachgeschäft „Die Cassette“ mit C geschrieben. Das lag größtenteils daran, dass die meisten Programme am Anfang der Neunziger tatsächlich noch auf einer Musikkassette verkauft wurden. Im Bad Oeynhausener Stadtteil Eidinghausen hatten wir Gott sei Dank ein Haushaltswarengeschäft, Heese, das zumindest in der Spielwarenabteilung die gängigsten Spielekonsolen und Handheld-

Konsolen hatte. D. h. hier konnte man Game-Boy-Spiele anzocken und danach noch Staubsaugerbeutel mitbringen. Eine sehr wilde Mischung.

Auch ein Kino gab es in Bad Oeynhausen: die Leiter. Klein, aber fein. Es hatte nur drei Säle: Leiter, Lux und Linse. Das klang weniger nach Kino als nach den Antwortmöglichkeiten in einem Intelligenztest für Elektriker.

Aber wir liebten diesen Laden.

Hier hatte ich auch mein erstes Date, noch bevor es das Wort Date in den deutschen Sprachgebrauch geschafft hatte. Was sagte man denn damals statt Date? Treffen? Verabredung? Rendezvous? Keinen Plan, mal schauen.

Also erstes Date. Mit Melanie und Annika. Mit wem jetzt? Keine Ahnung, eine hatte mich ins Kino eingeladen, traute sich aber nur zusammen mit ihrer Freundin hin.

Lief da was? Nein. Ich meine, ich war erst 12 oder so, und Mädels sind in dem Alter zwei, drei Jahre voraus, was mich technisch neun Jahre alt machte.

Gehen Sie weiter, hier gibt es nichts zu sehen.

Dafür erinnere ich mich aber noch sehr deutlich, wie enttäuscht ich von der Premiere von „Jurassic Park“ war. Ich hatte mich monatelang auf den Film gefreut, und Dinos waren damals mein Ding. Leider hatte ich zur Vorbereitung die Buchvorlage von Michael Crichton gelesen. Im Film fehlten dann einfach zu viele Szenen, und manche Abläufe waren stark verändert.

Anstatt die für die Zeit genialen Special Effects zu genießen, murmelte ich nur bei jeder zweiten Szene: „Im Buch war das aber anders.“

Mimimi. Kipplüfter können wenig selber, aber ausgezeichnet kritisieren.

Lotto

Kipplüfter spielen natürlich Lotto

Die Wahrscheinlichkeit auf den Jackpot liegt bei eins zu 149 Millionen. Das ist eine Zahl, bei der jeder halbwegs vernünftige Mensch sagt: „Dann geh ich lieber arbeiten, da sind die Chancen auf Enttäuschung wenigstens besser kalkulierbar.“

Der Kipplüfter aber sagt: „Kannste ja nie wissen.“

Und dann wird nicht etwa mal für zwei Euro ein Schein abgegeben, so als kleiner Gruß ans Schicksal. Nee. Dann wird das volle Programm gefahren. Lotto am Mittwoch. Lotto am Samstag. Super 6. Spiel 77.

Glücksspirale. Faber. Norddeutsche Klassenlotterie. Wahrscheinlich hätte mein Opa auch noch beim Preisausschreiben auf der Rückseite vom Senfglas mitgemacht, wenn da „staatlich geprüft“ draufgestanden hätte.

Für den kurzfristigen Kick gab es dann noch die Rubellose. Die waren praktisch, weil man dafür nicht mal auf die nächste Ziehung warten musste. Kaufen, freirubbeln und innerhalb von dreißig Sekunden wissen, ob das Leben heute noch eine überraschende Wendung nimmt.

Meistens nahm es keine.

Aber darum ging es ja auch nicht. Es ging um die Möglichkeit. Mein Großvater Karl spielte seit den sechziger Jahren. Seit den Sechzigern also jeden Monat Geld ins System geballert. Nicht investiert. Geballert. Da wurde kein Tipp abgegeben, da wurde Munition nachgelegt. Während andere Leute Sparbücher hatten, hatte mein Opa Spielgemeinschaften. Während andere Aktien kauften, kaufte er Hoffnung mit Durchschlagpapier.

Meine Theorie ist: Hätte mein Großvater das Geld nicht jahrzehntelang zum Fenster rausgeworfen, sondern konservativ in gute deutsche Stammaktien gesteckt, dann müsste in unserer Familie heute keiner mehr arbeiten.

Ode an das Doppelback

Auch wenn Kipplüfter die meiste Zeit gerne halbe Sachen machen, gibt es doch die ein oder andere Situation, wo das Prinzip „Doppelt hält besser!“ angewendet wird. Ein Beispiel davon ist das sogenannte Doppelback-Graubrot.

In der Theorie verleiht das zweimalige Backen diesem Roggenmischbrot nicht nur seinen Namen, sondern auch seine kräftige und herzhafte Kruste. Ein saftiges und einfach herzustellendes Brot, das in Ostwestfalen ein Klassiker ist. In der Praxis ist es ein extrem langweilig schmeckendes Brot.

Das westfälische Doppelback-Brot ist nicht bloß ein Nahrungsmittel. Nein! Es ist die sedimentierte Form protestantischer Skepsis und Selbstkasteiung. Zweifach gebacken aus tiefem Misstrauen gegen jede Form unnötiger Saftigkeit. Ein Brot, das bereits beim Schneiden signalisiert: „Freundchen, Kaubewegung ist keine Freizeitbeschäftigung, sondern echte Männerarbeit.“ Weißbrot ist etwas für Frauen und Franzosen. Graubrot, insbesondere Doppelback funktioniert aber auch noch am Ende der Zivilisation, da es schon direkt nach dem Backen nach

Endzeitstimmung schmeckt. Man wird gar nicht erst auf eine falsche Fährte gelockt, sondern mit der brutalen Wahrheit konfrontiert: Kalorienzufuhr darf keinen Spaß machen.

Dieses Brot liegt nicht einfach auf dem Tisch. Es residiert dort zwischen Harzer-Roller-Käse und Margarine. Wie das Kaiser-Wilhelm-Denkmal: Keiner weiß, wo es herkommt. Es war schon immer da. Niemand weiß, wofür es eigentlich steht. Aber bitte auch nicht nachfragen.

Doppelback. Ein Fixstern am Brotfirmament. Das ist Brot gewordene Beharrlichkeit. Ein Lebensmittel wie ein Behördenflur.

Tempo versus Zewa

Mein Vater und mein Onkel waren gelernte Kaufleute. Wobei „Kaufleute“ in ihrem Fall nicht bedeutete, dass sie mit großen Summen hantierten oder internationale Geschäfte abwickelten. Nein. Die beiden waren Spezialisten für den Bereich zwischen „Kann man das noch gebrauchen?“ und „Das werfen wir auf gar keinen Fall weg, dat is noch gut“. Direkte Nachkriegsgeneration eben. Männer, die einen Joghurtdeckel nicht abzogen, sondern chirurgisch öffneten, damit der Joghurtbecher ästhetisch, als Aufbewahrungsmedium weiterleben konnte. Leute, die Geschenkpapier bügelten. Die Schrauben sortierten. Nach Abnutzungsgrad.

Und eines Tages gerieten diese beiden Titanen der Sparsamkeit in eine Diskussion, die sich über Stunden zog und phasenweise den Charakter eines NATO-Krisengipfels annahm: Womit putzt man sich wirtschaftlicher die Nase? Mit Taschentüchern? Oder mit Küchenrolle?

Normale Menschen hätten gesagt: „Nimm halt, wat gerade da ist.“

Aber normale Menschen saßen ja nicht mit am Tisch. Mein Onkel vertrat die kompromisslose Zewa-Fraktion. Für ihn war Küchenrolle das Arbeitspferd unter den Nasenreinigungsprodukten. Belastbar. Vielseitig. Reißfest auch unter schwierigen meteorologischen Bedingungen. Etwas teurer pro Blatt, aber in der Total Cost of Ownership deutlich günstiger. Er sprach über Zewa ungefähr so, wie andere Männer über deutsche Wertarbeit bei Dieselmotoren reden. Taschentücher hingegen seien, so sagte er, „luxuriöser Schnodderkomfort“. Zu weich. Zu empfindlich. Nach drei bis fünf Einsätzen strukturell erledigt.

Mein Vater widersprach energisch. Erstens seien Taschentücher hautschonender. Somit müsse man bei Zewa den Rauheitsgrad einkreisen. Er sagte wirklich „Rauheitsgrad“. Als säße er im Ministerium für Rotzlogistik.

Daraufhin wurden Berechnungen angestellt.

Nicht grob überschlagen. Nein. Richtig.

Es entstand eine Tabelle.

Mit Spalten.

Und Vergleichswerten. Ein sogenannter „Schneuz-Koeffizient“ wurde eingeführt, der jahreszeitlich angepasst werden musste. Denn selbstverständlich unterscheiden sich Winterrotz und Frühjahrsallergie signifikant in Viskosität und Flächenbedarf.

Mein Onkel ergänzte daraufhin einen Verfügbarkeitsfaktor. Küchenrolle, argumentierte er, sei sozial deutlich flexibler. Wenn man irgendwo zu Besuch sei, könne man sich diskret Richtung Küche bewegen und dort ein Zewa organisieren. Nach einem Taschentuch fragen hingegen habe bereits einen leicht bedürftigen Beiklang.

Das wiederum wollte mein Vater nicht gelten lassen.

„Das ist mir viel zu subjektiv.“

Verfügbarkeit dürfe nicht monetär bewertet werden, weil sie zu stark von Persönlichkeit, Haushaltssituation und Gastgebermentalität abhängen. Sonst könne man ja auch die Dauer für das Öffnen der Packung miteinpreisen. Oder die Höhe des Lagerorts im Supermarktregal.

Irgendwann saßen zwei erwachsene Männer Mitte fünfzig am Küchentisch und diskutierten mit tödlichem Ernst über die langfristige Wirtschaftlichkeit von Nasensekretmanagement-Produkten.

Und meine Mutter stand daneben, guckte kurz in die Runde und sagte nur: „Seid ihr zu oft vom Wickeltisch gefallen?“

Gitarre – eine Hassliebe

Ich wollte eigentlich immer Schlagzeug spielen. Das war von Anfang an klar. Schlagzeug hatte etwas Ehrliches. Man saß sehr weit hinten und durfte brutal auf Dinge einschlagen. Perfekt geeignet für aggressive Introvertierte.

Meine Mutter war allerdings der Meinung, ich solle lieber ein richtiges Instrument lernen. In der elterlichen Logik war ein richtiges Instrument offenbar eines, das man einhändig in einer Tasche tragen konnte, ohne dass vorher ein Kombi umgeklappt werden musste.

Also wurde es die Gitarre. Aber natürlich sozialkompatibel, klassische Konzertgitarre. Mein Lehrer war nett und verständnisvoll. Er wusste, dass niemand freiwillig dieses Instrument übt. Jedenfalls niemand, der noch alle Hoffnungen auf ein normales Leben hat.

Die Gitarre wurde deshalb auch erst oft in der Unterrichtsstunde zum ersten Mal in der Woche ausgepackt.

Der Unterricht fand am Anfang in einem Raum über der Turnhalle meiner Grundschule statt. Man wollte das zarte Pflänzchen der musikalischen Ambitionen nicht durch die weite Fahrt zur Musikschule in die Innenstadt belasten.

Zusammen mit meinem Kumpel Flo und ein oder zwei weiteren Mitschülern warteten wir gespannt, ob der Lehrer auch auftauchte. Wenn er dann auftauchte, war es schwierig ihn zu verstehen, da er kein ostwestfälisches Hochdeutsch beherrschte, sondern aus dem tiefsten Franken kam.

Wenn ich wider Erwarten doch übte, war es eine Quälerei: meine Mutter musste mich regelrecht zwingen, daheim zu üben. Ich erinnere mich an einige verheulte Abende am Küchentisch, wie ich mich unter mütterlicher Aufsicht durch die Noten des Gitarrenbuches quälte. Die Noten der zu übenden Stücke teils verschwommen durch die Tränen in den Augen, teils verlaufen durch die Tränen, die das Papier aufgeweicht hatten. Irgendwie die falschen Emotionen.

Da auf korrekte Haltung geachtet wurde, musste ein umgedrehter Putzeimer als Ersatz für die Fußbank dienen. Die Fußbank gab es erst später, als Kipplüfter geht man große Investitionen erst dann an, wenn man sicher sein kann, dass das Kind langfristig engagiert dabei bleibt.

Und dann der Notenständer. Dieses Metallgespenst aus silbrigem Klapperblech, das aussieht, als hätte ein Campingstuhl mit einer Büroklammer ein Kind bekommen. Drei Beine fallen in verschiedene Richtungen, oben klappt irgendwas auf, unten klemmt irgendwas fest und mittendrin die gequetschten Finger.

Aua.

Natürlich nicht laut. In Ostwestfalen sagt man nicht „Aua“. Man zieht scharf Luft ein und sagt: „Jau.“ Das reicht. Mehr Drama ist hier nicht vorgesehen.

Der Notenständer aber macht weiter. Er spreizt sich, knickt ein, rutscht runter und tut so, als sei man selber schuld. Wahrscheinlich ist man das auch. Man war ja schon zu dumm zum Aufklappen. Ein Satz, den man in Musikschulen öfter denkt, als einem lieb ist.

Man legt die Noten drauf, und der Ständer sackt einen Zentimeter ab. Man zieht ihn wieder hoch, dreht an der Schraube, klemmt sich den nächsten Finger ein. Ist das noch Punkrock? Ich glaube nicht.

Der Notenständer ist kein Hilfsmittel. Er ist der erste Gegner der musikalischen Früherziehung.

Aber mit 14 war es dann endlich so weit: die erste eigene E-Gitarre. Weg mit dem Notenständer – her mit den Powerchords.

Nirvana – „Smells Like Teen Spirit“. Dängadäng, däng däng a dängadäng, däng däng a dängadäng, däng däng a ping ping! Ihr kennt den Rest.

Die E-Gitarre war ein günstiges Komplettsset vom örtlichen Musikalienhändler: ein Sperrholzbrett und ein Transistoramp, der schon bei Zimmerlautstärke klang, als würde irgendwo ein Staubsauger über seine Lebensentscheidungen nachdenken.

Aber es war meine E-Gitarre.

Und das reichte.